



<http://www.amazon.de/dp/B009RUWS18>

### ***Buch***

»*Fidai?* Das Wort trifft mich wie ein Hammerschlag, denn ein Fidai ist mehr als nur ein Double. Ein Fidai ist alles: Doppelgänger, Kämpfer, Leibeigener. Ein Fidai muss bereit sein, für seinen Herrn zu sterben.«

Latif Yahia erzählt die unglaubliche, aber wahre Geschichte seines Lebens: Der junge Mann aus Bagdad und Sohn einer wohlhabenden Familie wurde fünf Jahre lang gezwungen, Odai Hussein, den gefürchteten Sohn des Diktators zu »doubeln«. Yahia hatte engen Kontakt zur ganzen Familie Hussein und erlebte hautnah das absurde System von Mord, Folter, Korruption und exzessiv ausgelebtem Reichtum, auf das sich das Terrorregime von Saddam Hussein stützt. Ständig in Todesgefahr, vertrat Yahia Odai als Doppelgänger bei Geschäftsverhandlungen und offiziellen Terminen, nahm an ausschweifenden Partys in Bagdad teil und kämpfte an Odais Stelle im Golfkrieg. Er wurde Zeuge unfassbarer Verbrechen, und beging schließlich einen Selbstmordversuch, um seiner unerträglichen Situation ein Ende zu bereiten.

Durch seine genauen Aufzeichnungen während dieser Zeit avancierte Latif Yahia zum »Buchhalter der irakischen Mafia«. Mit seinen schockierenden Enthüllungen aus erster Hand hofft Yahia, einmal mehr die Welt aufrütteln und über das wahre

Wesen des irakischen Herrschaftsapparats aufklären zu können.

### ***Autoren***

Latif Yahia wurde 1964 in Bagdad geboren. Als Angehöriger der wohlhabenden Oberschicht führte er ein erfolgreiches Leben, besuchte das Gymnasium und die Universität, absolvierte seinen Militärdienst, bis er 1987 wegen seiner großen Ähnlichkeit mit Odai Hussein als dessen Doppelgänger zwangsrekrutiert wurde. In den Wirren des letzten Golfkriegs konnte Yahia in den Westen fliehen.

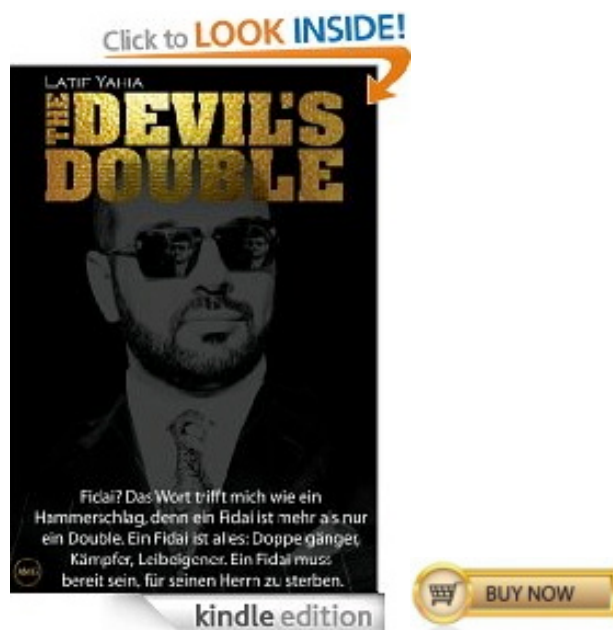
Er überlebte mehrere Attentatsversuche der Agenten Husseins.

### **Latif Yahia**

#### **Saddams Sohn**

Als Doppelgänger im Dienst  
des irakischen Diktators Hussein

Copyright © by 2010 Latif Yahia



<http://www.amazon.de/dp/B009RUWS18>

## 1. KAPITEL An der Front

23. September 1987, vormittags. Ich sitze in einer schwarzen Mercedes-Limousine mit verspiegelten Scheiben; mein Chauffeur sagt kein Wort. Der Wagen muss ganz neu sein, das dunkle Leder riecht herb, frisch. Kein Staub, keine Flecken, die Teppiche am Boden haben noch kräftige Farben. Das Armaturenbrett ist aus Edelholz, die Klimaanlage arbeitet völlig geräuschlos, der Motor läuft rund und ist kaum zu hören. Majestätisch gleiten wir durch das Areal des Republikpalastes in Bagdad. Ein Gebiet, so ausgedehnt wie das Zentrum einer normalen europäischen Großstadt. Ministerien, Ministerwohnungen, Sportanlagen, Theater, Kinos, Krankenhäuser, ein Flughafen. Dazwischen traumhafte Grünanlagen und verspielte Springbrunnen, türkisblaue Swimmingpools mit Marmoreinfassungen. Eine Stadt in der Stadt. Saddams geheimes Nervenzentrum. Beeindruckend.

Ich habe keine Ahnung, wohin ich gebracht werde, und will auch nicht danach fragen. Ich habe Angst, denn direkt hinter uns fährt eine zweite schwarze Limousine. An der Front hatte ich nie Angst, jetzt bricht mir plötzlich der Schweiß aus den Poren. Ich wische mir die feuchten Hände an meiner grünen Uniform ab und denke: »Warum gerade ich?« Im Irak verschwinden ständig Menschen. Sie werden verhaftet, gefoltert, lebenslang eingesperrt oder sofort exekutiert. Keiner kennt die wahren Gründe dafür. Alles, was wir haben, sind Vermutungen, Gerüchte.

Nur eines wissen wir genau: Ein falsches Wort, ein Witz, eine öbszöne Geste über den Präsidenten oder seine Familie genügt, kann dein Todesurteil sein. Ich bin zwar überzeugt, immer regimetreu und untadelig gehandelt zu haben, spüre aber dennoch ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit in mir. Es frisst sich in mir fest und steigert sich, je länger wir in dem Mercedes unterwegs sind: »Habe ich vielleicht doch Saddam irgendwann, irgendwo kritisiert?«, frage ich mich. »Vor Freunden, mehr im Spaß, vor Kollegen an der Front. Habe ich es mir etwa irgendwann anmerken lassen, dass mich dieser Krieg anwidert, dass er mir nach meiner Meinung nur meine Jugend und meine Zeit stiehlt? Vielleicht habe ich aber auch nur einen Befehl schlecht ausgeführt oder gar indirekt verweigert?«

Neun Monate früher, am 6. Januar 1987, war ich zur irakischen Armee eingezogen worden. Der irakisch-iranische Krieg war noch voll im Gang, und unsere Streitkräfte hatten 1800 Quadratkilometer iranischen Territoriums besetzt. Mehr als 40 Divisionen lagen im irakisch-iranischen Grenzgebiet, am Schatt-el-Arab, dem Mündungsgebiet von Euphrat und Tigris im Süden unseres Landes. Abgesehen von den Raketen, die manchmal in Bagdad einschlugen und zuletzt zwei Geschäfte im Zentrum zerstört hatten, hatte ich wenig von diesem Krieg bemerkt, einfach weil ich mich nicht für ihn interessierte hatte. Wenige Wochen zuvor hatte ich mein Jura-Studium an der Bagdad-Universität mit **Ausgezeichnet** bestanden. Ein Freudentag für mich und meine Familie. Eigentlich wollte ich sofort im Unternehmen meines Vaters mitarbeiten. Dem stand aber ein Gesetz im Wege, wonach jeder Student über 18, der seine Universitätsausbildung abgeschlossen oder abgebrochen hat, zur

Armee eingezogen wird.

Wer sein Studium nicht schafft oder aus anderen Gründen abbricht, muß für 36 Monate an die Front. Fertige Akademiker, der Stolz des Iraks, brauchen nur 21 Monate zu dienen. Ich hasste die Armee vom ersten Tag an, weil ich wusste, dass aus meinen 21 Monaten Militärdienst auch zehn Jahre werden könnten, denn im Irak sind Gesetze Schall und Rauch und können vom Präsidenten jederzeit willkürlich abgeändert werden: Fehlen Saddam Soldaten an der Front, wird die Dienstzeit einfach verlängert: »Das Vaterland braucht dich.« Und ein Ende des irakisch-iranischen Grenzstreites war damals noch für niemanden abzusehen, schon gar nicht für normale Staatsbürger wie mich. Wir wussten nur, dass Saddam die Wasserstraße wollte, »weil sie für den Irak lebenswichtig« sei, und dass die Iraner sie auch wollten.

Freunde meiner Familie standen schon seit Jahren im Krieg gegen den Iran. Es gab kaum eine Familie, die nicht wenigstens einen Sohn in diesem Kampf geopfert hatte. Überall in Bagdad waren die Kriegsinvaliden zu sehen. Junge Männer mit verbrannten Gesichtern, amputierten Beinen, amputierten Armen. Verzweifelte Menschen mit leeren Seelen und ausdruckslosen Augen. Daneben gesunde junge Männer mit umgehängten Kalaschnikows, die auf Busse warteten, die sie zu ihren Einheiten zurückbringen sollten. Ich habe mit keinem von ihnen gesprochen, weil ihr Krieg mich nicht interessierte, wenn ich mit meinem Auto durch das herrliche Bagdad fuhr, spürte aber, dass die meisten keine Lust mehr hatten zu kämpfen. Aber sie mussten, ob sie wollten oder nicht, denn auf Desertion oder Befehlsverweigerung stand die Todesstrafe. So hatte es Saddam Hussein für die Zeit des Krieges, der nun schon mehr als sieben Jahre dauerte, befohlen. Tausende von Deserteuren waren schon umgebracht worden, in den Lagern *Al-Amerija*, im Gefängnis *Nummer 1*, im Lager *Al-Rasheed* in Bagdad. Massenhinrichtungen, die nicht unter Ausschluss der Öffentlichkeit hinter Gefängnismauern oder in Tötungszellen durchgeführt wurden, sondern für alle Irakis mit vollziehbar und *live* im Fernsehen. Saddams Ziel war die Abschreckung und Einschüchterung, deshalb ordnete er diese öffentlichen Hinrichtungen an. Vor den Augen der verzweifelten Familien der jungen Soldaten. Mütter, Väter, Schwestern und Brüder mussten zusehen, als die *Vaterlandsverräter* gehängt wurden. Damit sie die Qualen ihrer Kinder und Brüder miterlebten, wie am eigenen Leibe fühlten. Damit Schmutz und Schande über sie kam. Doch nicht genug mit dieser grauenhaften Pein: Die Familien mussten auch noch eine Strafe bezahlen. An den Staat. Als Wiedergutmachung für die *Schuld* der Söhne. Außerdem wurde es den Trauernden nicht gestattet, ihre Toten ehrenvoll zu begraben. »Ein Deserteur hat vor dem Präsidenten und Allah versagt«, höhnten sie, »er hat seine Ehre verloren.« Saddam bezeichnete dieses grausame Vorgehen gegen die Jugend des Iraks nie als *Abschreckung*, was es war, sondern als »gerechte Strafe für gottlose Menschen.« Die Einheit, zu der ich kam, war eine Kommandotruppe, eine Spezialeinheit für Universitätsabsolventen. Unsere Ausbilder hatten aus uns privilegierten Rekruten, den Ayad Saad, so rasch wie möglich Offiziere zu machen. Innerhalb von vier Monaten mussten wir so weit sein, dass wir Führungsaufgaben innerhalb der Armee übernehmen konnten.

Ich hatte die Ausbildungsnummer 23. Unser Kurs hieß *Saddam der Araber* und

begann

am 16. Januar 1987 in der Kaserne Al-Rasheed am Stadtrand von Bagdad. Einen Monat lang gab es für uns nichts als Drill, bis zur Erschöpfung. 24 Stunden Gehirnwäsche bis zum Exzess: Wecken vier Uhr früh, um fünf Appell, dann Befehlsausgabe. Körperertüchtigung, Exerzieren, Körperertüchtigung. Mit nacktem Oberkörper, nur mit der Uniformhose bekleidet wurden wir von unseren Ausbildern über den staubigen Kasernenhof gehetzt. Liegestütz, Laufschrift, Kniebeugen. Wir robbten über den Asphalt, jagten über die Hindernisbahn. Der schlimmste Ausbilder war Salem Al-Juburi, ein mächtiger, dunkelhäutiger Mann aus dem Südirak. Er beschimpfte uns, schlug mit einem Kabel auf uns ein, wenn wir die Übungen nicht ordnungsgemäß durchführten, behandelte uns wie Tiere. Wir hassten ihn dafür; aber er war gerecht und bevorzugte niemanden. Selbst 200 marokkanische Soldaten, unsere moslemischen Brüder, die in Bagdad ausgebildet wurden, drillte er, bis sie nicht mehr konnten.

Um 14 Uhr war Mittagessen. Danach wieder das gleiche Spiel: Drill, Gymnastik, Exerzieren, politische Schulung. Keine Pause, kein Leerlauf, keine Sekunde Zeit, um an etwas anderes als an die Armee und die Pflichten eines Soldaten zu denken. Wer sich nicht unterordnen wollte, wurde so lange über den glutheißen Kasernenhof gehetzt, bis er nicht mehr konnte. Unsere Ausbilder hatten nur ein Ziel: unsere Persönlichkeit zu brechen, uns zu willenlosen Kampfmaschinen zu machen. Es war uns untersagt, während der Ausbildung mit unseren Verwandten und Freunden zu telefonieren; selbst Briefe waren strengstens verboten. Nichts durfte uns ablenken. Erst nach einem Monat bekamen wir zwei Tage Urlaub. 48 Stunden weg vom Terror, 48 Stunden Mensch sein.

Dann der zweite, der eigentlich militärische Teil der Ausbildung. Wir kamen zur *Al-Saeka*-Kompanie, lernten den Umgang mit der leichten Waffe, dem Sturmgewehr. Wie zerlege ich eine Kalaschnikow, wie fülle ich das Magazin, wie putze ich das Gewehr, wie behebe ich eine Ladehemmung? Eintönig. Zerlegen, putzen, zusammenbauen. Zerlegen, putzen, zusammenbauen. Wir übten, bis wir die Waffen selbst im Schlaf zusammenbauen und handhaben hätten können. Danach ein Schnellkurs in Karate und Selbstverteidigung: Wie schalte ich mit dem Messer einen Gegner rasch und geräuschlos aus? Wir wurden geschult, wie wir uns im Nah- und Straßenkampf zu verhalten haben, wie man sich lautlos an einen Gegner heranmacht.

Den Abschluss bildete ein Überlebenstraining: Stunden, Tage ohne Wasser und Nahrungsmittel. Sie steckten uns in einen riesigen Saal, in dem mehr als 1000 Personen Platz gehabt hätten. Der Gestank dort drin war fürchterlich, zum Kotzen: Ein beißender Geruch von Urin, Kot, Schweiß. Hier hatte man bereits Tausende derart fertig gemacht, dass sie Gott und die Welt vergaßen.

Wir wurden in der Halle eingesperrt. 500 Mann. Unsere Ausbilder saßen auf einer Art Hochsitz wie Schiedsrichter beim Tennisspiel. Der Boden der Halle war aus gestampfter Erde, darauf Wasserpfützen, in denen tote Hunde und Katzen lagen. Die Tiere waren halb verwest, teilweise schon fast skelettiert. Überall Kakerlaken, Käfer, Stechmücken. Selbst Schlangen hatten sie herangekarrt und in den Dreck gekippt.

Eine Woche mussten wir in diesem Raum aushalten. Die Trainer zwangen uns, Kakerlaken zu essen, uns in die Pfützen mit den Tierkadavern zu werfen, darin

auszuharren. Wer sich weigerte, wurde geschlagen und von den Kameraden »zur Übung« getreten. Solidarität, Freundschaft gab es nicht mehr. Er war ein Kampf ums Überleben, den einige von uns kaum durchhielten: Sattar, ein sensibler, schlanker, groß gewachsener Studienkollege, ekelte sich fast zu Tode, als der Ausbilder ihm von seinem Hochsitz zuschrie: »Sattar, friss die Biester. Fang sie, und friss sie.«

Sattar hielt die zündholzschachtelgroßen Kakerlaken in der Hand. Er drückte sie zusammen, bis eine milchig-weiße Flüssigkeit aus dem harten Rücken der Tiere quoll. »Steck sie in den Mund, kau sie, bis es kracht«, schrie der Trainer. Aber Sattar konnte es nicht. Er musste würgen, wollte nicht kotzen, presste seine Lippen zusammen. Sein hageres Gesicht lief knallrot an, die Adern auf der Stirn traten hervor, als würden sie gleich platzen. Zwei-, dreimal konnte Sattar den Brechreiz unterdrücken; sein Körper zuckte zusammen, Tränen schossen ihm in die Augen. Dann brach es aus ihm heraus. Er ging langsam in die Knie, würgte, kotzte, würgte. »Hebt ihn auf«, schrie der Ausbilder, »hebt diesen Sack auf!« Und wir wussten, was zu tun war: Zwei Mann fassten Sattar unter den Armen, hoben den Kotzenden auf. Ein Dritter hielt seinen Kopf, und ein Vierter steckte ihm die Kakerlaken in den Mund, aus dem noch immer Erbrochenes quoll. »Zerbeiß sie, du bist ein irakischer Soldat, zerbeiß sie«, gellte es vom Hochsitz, und es klang, als hätte der Ausbilder seinen Spaß an dem entwürdigenden Schauspiel. Sattar kaute, erbrach, und wieder stopften sie ihm die Kakerlaken in den Mund. Es krachte, als er zubiss, und Sattar zitterte am ganzen Körper, als er die Biester hinunterwürgte. Obwohl mich dieser Kurs schwer mitgenommen hat, weiß ich heute, dass mich diese Ausbildung auch weitergebracht und zum Mann gemacht hat. Körperlich war ich danach topfit. Da man mein Hirn völlig ausgeschaltet hatte, folgte mein Körper einer kaum zu definierenden Automatik: Befehl, Ausführung, keine Widerrede. Zuletzt schaffte ich selbst 60-Kilometer-Märsche mit vollem Marschgepäck fast problemlos, weil jeder Muskel, jede Faser meines Körpers völlig automatisch reagierte und sich in meinem Kopf kein Widerstand gegen diese Belastungen mehr aufbauen konnte.

Wir waren Kämpfer, und die unmenschliche Ausbildung hatte unseren Kampfeswillen gestählt: »Das höchste Ziel ist es«, schleuderten uns die Ausbilder entgegen, »dass ihr brutal und unmenschlich werdet. Wie Bestien. Selbst der israelische Geheimdienst fürchtet sich vor euch, und darauf könnt ihr stolz sein. Die Welt muss Angst vor euch haben, und ihr müsst eure Angst vergessen.«

Wir fühlten uns als Elite, und das System impfte uns ständig neues Selbstvertrauen ein: »Ihr seid ein Team«, sagten sie uns, »ihr seid junge Männer, die studieren durft und deshalb auserwählt sind. Ihr habt alle Möglichkeiten, zu dem zu werden, was wir von euch wünschen. Ihr habt die einmalige Gelegenheit, eurem Land so zu dienen, wie es nur wenigen vergönnt ist. Bis jetzt seid ihr lediglich Rohmaterial für die hohen Aufgaben der Armee. Am Ende werdet ihr als die höchstqualifizierten Soldaten der Welt dastehen.«

Am 5. April 1987 war die Grundausbildung abgeschlossen. Wir bekamen vier Tage frei, und ich fuhr nach Bagdad, um meine Familie zu sehen. Vater war stolz auf

mich, weil ich zu Hause so tat, als würden mir die Strapazen nichts ausmachen, als hätte ich Spaß an der Sache. Aber ich war gespalten: In meinem Inneren spürte ich Widerwillen gegen den Kampf und war doch gleichzeitig vom Umgang mit den Waffen fasziniert. Waffen

gehören in der arabischen Welt zu einem Mann; eine Waffe ist mehr als nur ein Tötungsinstrument, sie ist auch ein Ausdruck von Kraft und Entschlossenheit, Macht und Reichtum. Im Irak ist es üblich, dass jeder Mann eine Waffe trägt. Es gibt kein Haus und keine Familie ohne Waffe. Egal ob eine Pistole, ein Gewehr oder eine Kalaschnikow, eine Waffe ist ein Teil des Mannes, und wer keine besitzt, ist kein Mann. So hat es uns Saddam immer gelehrt.

Ich sprach mit meinem Vater wenig über die vergangenen Wochen, diskutierte mehr über den nächsten Ausbildungsmonat. Auf dem Programm stand Fallschirmspringen. Innerhalb von 30 Tagen sollten wir aus Flugzeugen abspringen und hinter den feindlichen Linien Guerilla-Anschläge verüben können.

Unser Chefausbilder war grob und knallhart. Sehr ideologisch geprägt, aber mit Leib und Seele Soldat. Er nahm uns die Angst vor dem ersten Sprung und suggerierte uns ständig, dass wir etwas Besonderes seien. Wir dürften nur an unseren Job und an sonst nichts anderes denken. »Ihr müßt die Angst kennen lernen«, philosophierte er väterlich, »wenn ihr die Angst nicht kennt, werdet ihr mit ihr auch nicht umgehen können.«

In der Mitte der Kaserne stand der etwa 120, 130 Meter hohe Sprungturm. Die eisernen Stufen bis zu seiner Spitze schienen uns endlos, doch die Ausbilder hetzen uns rücksichtslos nach oben. Einmal stehen bleiben wurde mit zwei Kabelhieben bestraft. Als ich das erste Mal mit dem Übungsschirm auf dem Rücken ganz oben stand, zuckte ich zurück. Ich hatte Angst, aber keine Wahl: »Wer nicht springt«, war die Drohung, »wiederholt den ganzen Kurs.« Über Lautsprecher, die an der Spitze des Turmes angebracht waren, schrie mir der Springtrainer zu: »Habe keine Angst, sei stark, konzentriere dich.«

Ich spannte meine Muskeln an, atmete tief durch, brüllte *Al-Saeka* und stürzte mich mit diesem Kampfschrei in die Tiefe.

Geschafft. Ich hatte mich überwunden.

Am 9. Mai 1987 ging der Kurs *Saddam der Araber* zu Ende. Von den 500 Mann, die mit mir zusammen begonnen hatten, hatten 60 aufgegeben. Sie schieden als Offiziersanwärter aus oder mussten den Kurs wiederholen.

In unseren stolzen Galauniformen durften wir unsere Auszeichnungen entgegennehmen. In Blöcken zu 200 Mann waren wir auf dem Kasernenhof angetreten, eine Musikkapelle der Armee intonierte die irakische Hymne, und sogar Armeekommandant Abd-Al-Jadbar Shanshal war angereist, um uns unsere Ernennungsurkunde zu überreichen und uns zu verkünden, dass wir nun vollwertige Mitglieder der irakischen Armee waren.

Ein stolzer Tag. Ich war erst 23 und bereits Offizier.

Die erste Karrierestufe innerhalb der Gesellschaft des Iraks, in der neben Geld militärische Leistungen mehr zählen als alles andere sonst, hatte ich nun genommen. Ich freute mich, fühlte mich stolz und befreit, und außerdem bekam ich wieder vier Tage frei. Wieder fuhr ich zu meinen Eltern, aber die Tage zu Hause waren diesmal nicht so unbeschwert wie beim vorigen Mal: Ich wusste, dass ich

nach diesem Kurzurlaub an die Front musste. Meinen Marschbefehl hatte ich gleichzeitig mit der Auszeichnung für den erfolgreichen Abschluss der Offiziersausbildung erhalten.

Am 13. Mai 1987, einem glutheißen Tag, wurden wir von Bagdad mit Militärbussen zur

Moussa Ibn Nassir, der 35. Division, gebracht. Die 35. Division lag östlich von Basra im Südirak. Kommandant der Gruppe war Mohammed Taher Tawfik, ein umgänglicher Mann, den ich kannte, weil er aus dem gleichen Bagdader Bezirk wie ich stammte. Ich war nervös, erschöpft, wusste nicht so recht, was mich hier erwartete. Mohammed Taher Tawfik spürte das, doch die Zeit der aufmunternden Worte war vorbei: »Ihr habt 24 Stunden Zeit, um euch von der Anreise auszuruhen, danach werdet ihr verlegt. An die Front«, donnerte er und verzichtete auf jeden weiteren Kommentar.

Die Kaserne war eine tiefgaragenartige Anlage, lag mehrere Stockwerke unter der Erde. Ich schlief schlecht in dieser Nacht. Die Hitze, die Moskitos, die dumpfen Einschläge von Granaten, die auch hier unten noch zu hören waren, machten mir zu schaffen. Das erste Mal in meinem Leben hörte ich den Krieg. Ich spürte das Vibrieren, wenn das Feuer des Gegners beantwortet wurde, bildete mir sogar ein, dass ich den Krieg riechen konnte.

Ich war dabei, es gab kein Zurück mehr.

Am nächsten Tag wurde ich in die Beobachtungsstation Nummer 5-2 in Al-Aazir verlegt. Der Posten lag in einem sumpfigen Gebiet, unsere iranischen Feinde, die Khomeinis, wie wir sie nannten, waren kaum mehr als drei Kilometer entfernt. Bei günstigem Wind konnte man sogar hören, wie sie sich in ihren Stellungen unterhielten. Wie sie davon sprachen, dass sie uns den Hals durchschneiden würden, wenn sie uns erst einmal überrennen würden. Manchmal riefen sie uns *Jaysch May-Akram* zu.

May Akram war eine schmutzige irakische Barsängerin, die in den schlechtesten Etablissements in Bagdad auftrat und selbst im zügellosen Irak, wo Alkohol und Bars und Nachtclubs genauso gang und gäbe sind wie in den USA oder in Europa, einen üblen Ruf hatte. May Akram war eine Hure. Die höhnischen Rufe der Iraner bedeuteten also: »Ihr seid eine gottlose Hurenarmee.«

Mein Job hatte ganz und gar nichts von jener während unserer Ausbildung immer wieder beschriebenen Kriegsromantik: »Beobachtung der feindlichen Truppen und Funkübermittlung der verschlüsselten Beobachtungsergebnisse an die Einheit«, lautete der Befehl, den mein Vorgesetzter mir gegeben hatte. Meine Stellung war eine Art Hochstand, der auf sechs Eisenpiloten angebracht war. Vor und hinter der Stellung: Sumpf. Zu erreichen war der Stand nur mit einem kleinen Boot. Im Innenraum befanden sich zwei winzige Bänke, die auch als Betten dienten, ein Tisch, auf dem unser Funkgerät stand, und eine kleine Kochstelle. Der ganze Stand war nicht größer als drei Quadratmeter. Hier sollte ich ausharren, das war also der glorreiche Krieg gegen den Teufel Khomeini.

Mein Team bestand aus dem Funkoffizier Ismail Taha, einem hartgesottenen Kämpfer, der kaum älter war als ich, aber schon mehrere Jahre an der Front verbracht hatte, aus Mohammed Mottasher, einem einfachen Soldaten aus einem



Vorort von Bagdad, und einem Koch. 22 Tage mußte ich diese Position halten. Beobachten, beobachten, beobachten. Eintönig, langweilig. Es war schwer, sich ständig zu konzentrieren. Bemerkte ich die geringfügigste Veränderung in den Stellungen des Gegners, hatte ich dies unverzüglich an meine Einheit weiterzugeben. Diese reagierte mit dem Feuer schwerer Artillerie. Wir selbst hatten nur leichte Waffen, hätten also keine Chance gehabt, einem Angriff des Gegners etwas entgegenzusetzen. »Ruhig und schnell zurückziehen«,

war die Anweisung, sollte dieser Angriff tatsächlich kommen.

Wochenlang geschah nichts. Meine Arbeit bestand aus Warten, Beobachten, Warten. Stundenlang, tagelang. Dann wieder kurze, intensive Artilleriegefechte. Dann wieder angespanntes, nervenaufreibendes Warten. Ich sah meist nicht mehr als die kleinen Lastwagen, die den Frontsoldaten die Essensrationen brachten. Meistens sahen wir überhaupt nur den Staub, den die Fahrzeuge aufwirbelten. Manchmal, vor allem in der Nacht, glaubten wir den Feind atmen zu hören, so nah schien er uns. Dann wieder sahen und hörten wir tagelang nichts von ihm, obwohl wir genau wussten, dass sie da waren. Es war gespenstisch und unendlich langweilig zugleich. Die Front hatte sich festgefressen, es war ein Stellungskrieg, der ewig so hätte andauern können.

Obwohl ich erst ganz kurz dabei war, hatte ich den Job mehr als satt: Sitzen und Warten. Über dir der tiefblaue Himmel, um dich die mörderische Hitze, vor dir das endlose Wasser, die Sümpfe des Schatt el-Arab. Ich war zwar Offizier und somit besser gestellt als die normalen Soldaten; aber was half mir das schon? Nichts. Ich aß das Gleiche wie die anderen, schlief auf derselben Holzpritsche, war wie sie ein unbedeutendes Rädchen in diesem unüberschaubaren Krieg, für den ich eigentlich keinen Grund sah: Ich hasste meinen Gegner nicht, ja, ich konnte ihn gar nicht hassen, weil ich ihn gar nicht kannte. Hätte der Krieg eine mörderische Dynamik gezeigt, wäre es es leichter gewesen, unseren Gegner zu hassen. Doch so? Wir hatten einfach zu viel Zeit, um nachzudenken, unser Dienst bestand doch zu 95 Prozent aus Warten. Absurd.

Der einzige Vorteil, den ich aus meiner Offiziersstellung zog, war, dass ich alle drei Wochen sieben Tage Heimaturlaub bekam. Nach 22 Tagen durfte ich also erstmals meine Stellung verlassen. Ich fuhr nach Hause. Bagdad. Die Stadt meiner Träume. Meine Familie lebte im Stadtteil Al-Aasamije, einem guten Distrikt. Unser Haus war großzügig, und mein Vater war angetan, als ich ihm von der Front erzählte. Dennoch merkte er rasch, dass ich im Gespräch ständig zu begründen versuchte, weshalb dieser Krieg überhaupt geführt wurde: »Schau unser Haus an, Vater. Wir haben doch alles. Den Menschen im Irak geht es gut. Wozu müssen wir an der Front sterben, weshalb? Gib mir eine Antwort!« Er wich meinen Fragen aus und begegnete jedem meiner Argumente gegen den Krieg mit dem Hinweis: »Militärdienst ist Dienst für das Vaterland, und Desertion wird mit dem Tod bestraft.« Es gab keinen anderen Ausweg, ich musste zurück. Meine Angst um meine Familie zwang mich zur *Pflichterfüllung*.

Zwei Tage später, es war der 10. Juni 1987, griffen uns die Khomeinis von allen Seiten an. Die Feuertaufe. Sie wollten die 35. Division überrollen, aufreiben. Ich befahl meinem Funkoffizier, Kontakt mit dem Hauptquartier aufzunehmen. Er schrie den Alarm in den Äther, und die Anweisung, die vom Führungsoffizier

zurückkam, war knapp: »Position aufgeben, zurückziehen.« Doch es war bereits zu spät: Als wir aus dem Hochstand in unser Boot kletterten, sahen wir die ersten iranischen Hubschrauber auftauchen. Zuerst zwei, dann ein ganzes Geschwader. Sie veranstalteten einen wilden Feuerzauber. Eine Granate schlug in unserem Beobachtungsposten ein, zerfetzte die primitive Eisenkonstruktion. Minuten früher – und wir wären erledigt gewesen, doch die Gefahr war noch nicht vorbei: Obwohl unsere Artillerie-Einheiten den Gegner mit ihrem Feuer zudeckten, rückte er immer weiter vor. Wir waren wie eingekesselt, hatten keine Chance

mehr, irgendwohin durchzustößen. Zwar konnten wir uns noch bis zu einem anderen Stützpunkt durchschlagen, aber es war vergebens: Der Kommandant dieses Stützpunktes musste kapitulieren.

Die gesamte Kompanie geriet in Gefangenschaft. Offiziere und normale Soldaten wurden getrennt. Sie fesselten uns an den Händen, trieben uns in einen primitiven Keller, schlugen uns. Nur sechs Mann waren zu unserer Bewachung abgestellt, denn die Schlacht ging unvermindert weiter.

Ghassan Hamud, Kommandant der 10. Panzerkompanie und mehrfach ausgezeichnete Kriegsheld, hatte mit dem Gegenangriff begonnen. Sein Auftrag war offensichtlich, uns da herauszuholen, die Iraner zurückzudrängen. Und er schaffte es tatsächlich: Zwei Stunden später waren die Khomeinis wieder dort, wo sie vor dem Angriff gestanden hatten. Sie ließen ihr gesamtes Gerät zurück, flüchteten zu Fuß, waten durch die Sümpfe. Auch unsere Bewacher. Ein verrückter Krieg.

Hunderte iranischer Soldaten wurden bei diesem Gegenangriff von den Männern der 10. Panzerkompanie gefangen genommen. Ein Tag des Triumphes für die irakische Armee, und Saddam Hussein ließ seine gesamte Propagandatruppe aufmarschieren: Fernsehen, Zeitungsreporter, Fotografen. Wir wurden gefeiert, als ob wir den Krieg gewonnen hätten. Unsere gesamte Einheit erhielt besondere Auszeichnungen, ich wurde zum Oberleutnant befördert.

Eigentlich hätte auch ich diesen Tag feiern sollen, doch mir war elend zumute: Oberleutnant Nassem Tibn, ein junger Soldat aus dem Anbar-Bezirk in Bagdad, der gemeinsam mit mir die Ausbildung absolviert hatte, war bei dem Gegenangriff schwer verletzt worden. Nicht im Kampf durch eine Kugel, sondern durch einen gefangen genommenen iranischen Soldaten: Dieser Rekrut lag bereits mit den Händen im Nacken auf dem Boden, und Nassem Tibn hatte ihn zu bewachen. Plötzlich schnellte der Iraner wie eine Stahlfeder hoch. Er hatte einen Stein in der Hand und schlug ihn Nassem Tibn wuchtig ins Gesicht. Mein Freund schrie auf, brach blutend zusammen, eine große Wunde klaffte an seinem Kopf. Es sah grässlich aus, und viel Blut floss aus der Wunde in den Sand.

Einer meiner Männer reagierte prompt, lud durch und erschoss den iranischen Soldaten, der meinen Freund so fürchterlich zugerichtet hatte. Zum ersten Mal sah ich nun einen Menschen sterben: Der Iraner wurde in die Brust getroffen, kippte nach vorne über, kroch noch einige Meter, fiel auf sein Gesicht. Er röchelte, ein Zucken, dann lag er regungslos da in seiner zerschlissenen, ausgebleichten

Uniform. Es war irgendwie unwürdig, unmenschlich, diesen jungen Burschen so sterben zu sehen, aber ich fühlte eine tiefe innere Genugtuung, er hatte diese Strafe verdient.

Wenige Tage später, am 25. Juli 1987, verlegten sie mich zu einer Artillerie-Truppe, zur Einheit 954, die ebenfalls an der vordersten Front lag. Unser gesamtes Equipment stammte aus der Sowjetunion. Hochmoderne 85-mm-Granatwerfer mit drei, vier Kilometer Reichweite. Ich war froh, dass ich erfahrenen Offizieren zugeweiht wurde: Truppenführer Mohammed Ghaleb, ein netter Kerl, der schon Hunderte von Angriffen in diesem Krieg durchgeführt hatte. Oberleutnant Nassir Baker und Oberleutnant Saad Ahmad, die beide aus Bagdad kamen, aus guten Familien stammten und in ihrer

Denkweise westlicher ausgerichtet waren als alle Absolventen eines MBA-Studiums in Harvard. Groß, schlank, durchtrainiert, obligatorischer Oberlippenbart. Ich wurde bald ihr Freund, obwohl ich anfänglich keinen Grund erkennen konnte, warum sie mich so rasch und freundlich in ihre Gruppe aufgenommen hatten. Ich war dabei, wenn Lagebesprechungen durchgeführt wurden, aß mit den anderen Offizieren im Kommandoraum. Unsere Stellung bestand aus einem unterirdischen Stollensystem, mit Holzbalken abgestützt und mit Sandsäcken verstärkt. Der Kommandoraum war zwar eng und stickig, strahlte aber eine gewisse Atmosphäre aus. Wir nannten ihn *Restaurant*. Einige kleine Tische, Stühle, in der Ecke eine Kochnische. Obwohl alles spartanisch war, fühlte ich mich wohl in diesem Bunker.

Plötzlich hatte ich Zugang zu diesen glorifizierten höheren Militärkreisen. Eine Welt, die von sich selbst so überzeugt ist, dass die Realität, das Grauen des Krieges weit weg zu sein scheint und fast spurlos an ihr vorübergeht. Erstmals hatte ich Einfluss, spürte Macht, gehörte zu denen, die diktieren. Gnadenlos diktieren und dabei peinlich genau darauf achten, nie die unsichtbaren Grenzen zu übertreten. Nie einen Fehler zu machen, nie anzuecken bei denen, die das wirkliche Sagen im Irak haben: die Angehörigen des Saddam-Clans. Kein Späßchen, keine unbedachte Bemerkung über den Präsidenten, kein Wort über seine Familie und deren Speichellecker und Lakaien.

Wie gesagt, ich konnte es mir lange nicht erklären, warum sie mich so rasch in ihren Kreis aufgenommen hatten, weshalb sie mir das Gefühl gaben, etwas Besonderes zu sein. Bis es Mohammed Ghaleb einmal heraussprach, bei einem Glas Tee beim Small Talk. Ghaleb zog mich väterlich an sich, nahm meine rechte Hand, trank mir freundlich lächelnd zu und sagte fast flüsternd: »Du hast doch gute Beziehungen zu einflussreichen Kreisen in Bagdad. Du gehörst doch dazu ...« Ich sagte nichts, lächelte zurück, nahm auch einen Schluck, wischte mir mit dem Handrücken meinen Oberlippenbart trocken, nickte. In diesem Moment wurde mir klar, was hier gespielt wurde: Sie hatten die ganze Zeit über geglaubt, ich sei ein Familienangehöriger Saddam Husseins, da ich seinem Sohn Odai wie aus dem Gesicht geschnitten war. Wie Odai wirklich aussah, wusste natürlich keiner der Männer. Sie kannten ihn nur aus den Zeitungen und dem Fernsehen, und diese Aufnahmen waren nicht die besten. Direkten Zugang zur Präsidentenfamilie hatte aber keiner von ihnen, und so konnte keiner Rückfrage halten. Es war meine große

Ähnlichkeit mit Odai und mein gepflegtes Auftreten, das sie zu ihrem Fehlschluss führte. Ghaleb war so überzeugt, dass ich aus dem Clan stamme, dass er mir sogar vorschlug, der politische Führer der Einheit zu werden. Eine besondere Auszeichnung für einen jungen Offizier, die ich aber ablehnen musste, da ich nicht der *Baath*-Partei angehörte, deren Mitglieder in der Hierarchie höher stehen als reine Militärs. Den Job bekam dann ein junger Leutnant, den uns die Partei aus Bagdad geschickt hatte.

Mir war das egal, zumal mir keine Zeit blieb, mich zu ärgern: Am 20. September 1987 herrschte plötzlich helle Aufruhr in den Offizierskreisen meiner Einheit. Eine geheime Eildepesche aus dem Büro des Präsidenten war eingetroffen. Ein außergewöhnliches Ereignis. Außerdem betraf die Depesche mich, Latif Yahia, jenen Oberleutnant, der Odai Saddam Hussein wie aus dem Gesicht geschnitten schien. Ghaleb rief mich zu sich,

fragte mich aufgeregt: »Yahia, hast du etwas angestellt, hast du gegen die Gesetze verstoßen?«

Ich war überrascht: »Nein, nie, warum?«

Ghaleb grinste überlegen und sagte dann mit väterlich warmen Blick: »Yahia, Sie sollen auf schnellstem Weg nach Bagdad reisen. Es geht um eine geheime, wichtige Mission.« Ich wollte Ghaleb etwas fragen, doch er winkte mit einer eleganten, wichtig-tuerischen Handbewegung ab: »Keine Fragen, Yahia, mein Freund, fahren Sie«, grinste er breit, als ob er wüsste, worum es ging. Doch er hatte keine Ahnung, aber das wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

24 Stunden später war ich im Hauptquartier in Bagdad. Es war 18 Uhr abends, ich hatte noch immer meine Frontuniform an, war staubbedeckt und verschwitzt. An der Rezeption des Hauptquartiers stand das Parteimitglied Kaiser Harb Al-Takriti. Er schien auf mich zu warten, sagte, ich solle mich kurz hinsetzen, denn mein Auto komme gleich. Zehn Minuten schwiegen wir uns an, und nur einmal fragte er mich, wie es so sei an der Front, und ich sagte: »Toll, faszinierend, ich bin stolz, dabei sein zu dürfen.« Ich log, weil die Lüge ein notwendiger Selbstschutz ist im Irak und weil alle lügen und weil die Lüge ein Teil unserer Gesellschaft geworden ist.

Nach zehn weiteren Minuten stand der schwarze Mercedes mit Chauffeur vor der Tür. Ich stieg ein, der Fahrer gab Gas, und wir fuhren in Richtung Palastgelände, das nur wenige Straßen entfernt lag. Bereits beim Einsteigen hatte ich die zweite Mercedes-Limousine bemerkt, die hinter meinem Wagen angehalten hatte. Als wir wegfuhrten, drehte ich mich kurz um und sah, wie sie uns folgte. Drei Männer saßen in diesem Wagen, ihre Blicke waren ernst, und ich wusste, dass hier etwas Schwerwiegendes im Gange war, denn normale Verhaftungen laufen im Irak anders ab.

Was habe ich also falsch gemacht? Seit fünf Minuten gleiten wir nun dahin, eine endlose Zeit. Ich bitte den Chauffeur um eine Zigarette, doch er hat keine. Meine gesamte Dienstzeit beim Militär läuft wie ein Film vor mir ab. Fragen über Fragen: »Wann habe ich über den Krieg gelästert? Mit wem habe ich über den Präsidenten gesprochen? Es wird doch nicht mein Vater, dem ich meine Probleme bei meinem Heimaturlaub erzählt habe, etwas Falsches gesagt haben? Irgendwann, irgendwo?

Nein, nein, das kann nicht sein. Nicht mein Vater, nein, der ganz sicher nicht. Aus meiner Familie kann das ganz bestimmt niemand gewesen sein. Zumindest nicht absichtlich. Aber die Augen und Ohren des Clans sind überall. Außerdem: Warum hat mich mein Kommandant Ghaleb immer wieder auf die Präsidentenfamilie angesprochen? Haben die mich nur getestet, meine Loyalität überprüft? Und waren die Hinweise auf meine Ähnlichkeit mit Odai nur ein Trick, um mich zu täuschen? Wollten die meine Standfestigkeit testen?

Ich finde keine Antwort, will meinen Chauffeur fragen, ob er eine Ahnung habe, wohin es geht, doch der starrt konzentriert auf die breite asphaltierte Straße. Ich sitze schräg hinter ihm auf dem Rücksitz, drücke mich ganz nach rechts an die Türe, fixiere ihn mit meinem Blick. Er zeigt keine Reaktion, nur einmal streicht er sich kurz über seinen dichten Oberlippenbart, schaut in den Rückspiegel. Unsere Blicke treffen sich, ich will zu einer Frage ansetzen, halte sie dann aber zurück: »Vielleicht ist alles nur ein Irrtum«, beruhige ich mich selbst. Wäre es anders, hätte der Chauffeur schon etwas angedeutet. Sicher

kennt auch er die tausend Gerüchte und Anschuldigungen, die hier im Umlauf sind. Jeder in Bagdad weiß von diesen Geschichten, also muss auch er sie kennen. Es ist doch kein Geheimnis, empöre ich mich innerlich, dass für die Fehler und Grausamkeiten der Präsidentenfamilie immer wieder andere, Unschuldige, angeklagt und hingerichtet werden. Erst kürzlich, vor wenigen Wochen, hatten sich auf der Rasheed-Straße, der Flanier- und Einkaufsstraße Bagdads, noch geifernd die Neugierigen gedrängt.

Zu bestaunen gab es vier Männer, die, an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt und von schwer bewaffneten Soldaten flankiert, dem Volkszorn ausgeliefert waren. Eine knappe Stunde lang schrien hysterische Frauen auf sie ein, zogen sie an den Haaren, spuckten in die verzerrten Gesichter. Dann wurden die Unglücklichen abgeführt – direkt zum Galgen. Die Delinquenten waren Bagdader Kaufleute, die auf Befehl Saddam Husseins zum Tode verurteilt worden waren. Saddam sagte damals im Fernsehen, das auch wir Frontsoldaten empfangen konnten, »diese niedrigen Kreaturen haben in gemeiner Raffgier das Volk geschädigt und Waren zu Wucherpreisen verkauft«, und jeder wusste, dass das eine Lüge war. Saddams Clan wollte hier nur seine Widersacher loswerden, die seine geschäftlichen Kreise störten und sich darüber ausgelassen hatten, dass der Clan mafiaartig das ganze Land im Würgegriff hat. Ein Aufschrei, nicht mehr. Diese Hinrichtungen zeigen nur zu klar, wie sehr sich Saddam vor seinem Volk fürchtet. Aber das Volk fürchtet sich auch vor Hussein. Wir alle fürchten einander, und ich Idiot hatte geglaubt, damit leben gelernt zu haben.

Ich habe es nicht. Jetzt ist plötzlich alles anders. Mit einem Schlag bin ich mittendrin in dieser Spirale, die alles nach unten zieht. Ich bin Hauptdarsteller in einem blutigen Theaterstück namens Irak, meiner Heimat.

»Man muss mich mit jemandem verwechseln«, spreche ich mir selbst Mut zu und ertappe mich dabei, dass ich sogar meine Lippen bewege. Auf meiner Stirn stehen Schweißperlen, meine kurz geschorenen Haare sind nass, mein Uniformhemd klebt mir auf der Haut. »Jetzt muss also ich für das Verbrechen eines anderen büßen. Ist

das mein Ende?«

Es ist der Anfang.

Mein Mercedes stoppt vor dem Nissr-Bagdad-Palast, dem Amtsgebäude von Odai Saddam Hussein, Saddams berüchtigtem Sohn. Ich kenne das Gebäude, obwohl weder ich noch irgendjemand aus meiner Familie je zuvor hier gewesen ist: Ich habe es hunderte Male im Fernsehen, in den Zeitungen gesehen. Ja, das ist der Palast von Odai. Das muss er sein. Was will Odai von mir?

Mein Chauffeur steigt aus, öffnet mir die Tür. Er sagt wieder kein Wort, weicht meinen Blicken aus, verzieht keine Miene. Zwei Männer in Uniform holen mich ab, bringen mich hinein. Fünf, sechs Minuten muss ich warten. Stehend. In einer Art Vorhalle. An der Wand ein großer Spiegel, daneben weiße Ledermöbel, mit Gold verziert. Plötzlich geht die Tür auf, und er steht vor mir. Grinsend, mit einer dicken Havanna zwischen Zeige- und Mittelfinger: Odai Saddam Hussein. Das Erste, was ich denke: »Er hat sich kaum verändert, wir sind noch immer wie Zwillinge.«

## **2. KAPITEL Das Paradies**

Ich kenne Odai seit Jahren. Wir waren Schulkameraden, gingen schon in der Bagdad High School für Jungen in dieselbe Klasse. Odai, dessen Vater damals noch Vizepräsident des Iraks war, ist nur vier Tage jünger als ich. Er kam am 18. Juni 1964 zur Welt, ich wurde am 14. Juni geboren. In meiner Kindheit war mir der Politikersonn eigentlich egal. Bei meinen Eltern hatte ich ein hervorragendes Zuhause. Wir bewohnten ein großes, repräsentatives Haus im Al-Aasamije-Distrikt, einer der besten Wohngegenden Bagdads. Außerdem waren meine Eltern wohlhabend. Mein Vater, Yahia Al-Salihi, war Fabrikbesitzer, hatte drei gut gehende Geschäfte in Bagdad, in denen Elektrogeräte und Herde verkauft wurden. Außerdem handelte er mit Marmor und anderem Naturstein. Wir gehörten zur Oberklasse, doch das konnte ich im Gymnasium noch nicht so schätzen wie später. Ich wusste nur, ich bin der älteste Sohn und der ganze Stolz meiner Mutter, Bahar Al-Midjadi, und ein guter Moslem. Ich konnte alles haben, was ich wollte. Genauso wie meine Brüder Jotie, Robie und Omeed und meine Schwestern Galalha und Juan. Es fehlte uns an nichts.

Wir lebten wie im Paradies, und Bagdad war damals noch das Paradies. Ich ging gern in die Schule, und mein Vater arbeitete mit und an mir: Er belehrte mich, unterstützte mich, förderte meine Talente. Ich glaube, mein Vater hat mich am meisten von all seinen Kindern geliebt, aber das kann auch ein subjektiver Eindruck gewesen sein: Ich bin der älteste Sohn. In den Sommerferien nahm er mich mit in seine Geschäfte und zeigte mir, wie man handelt und verkauft. Er sagte immer: »Du musst werden wie ich, ein guter Kaufmann«, und ich enttäuschte ihn nicht. Die sechs Jahre Grundschule absolvierte ich mit ausgezeichnetem Erfolg, ich war sogar Klassenbesten, und meine Lehrerin, Madame Fauzya, sagte zu meinem Vater: »Ihr Sohn ist sehr begabt, er wird seinen Weg machen.« Damals bestand meine größte Leidenschaft darin, in den Geschäften meines Vaters zuzusehen, wie man Elektrogeräte zerlegt, repariert und wieder zusammenbaut: Tonbandgeräte, Fernseher, Videorecorder. Ich war ganz süchtig danach, etwas zu lernen. Ich wollte

alles wissen. Jede Einzelheit. Außerdem hatte ich ein Talent für die Malerei. Ich malte große, realistisch-kitschige Bilder mit kräftigen hellen Farben. Moscheen, Häuser, Bäume. Den Tigris, meine Lehrerin, meine Geschwister. Ich kann es nicht erklären warum, aber es fiel mir leicht, aus dem Gedächtnis irgendwelche Szenen nachzuzeichnen.

Die Bagdad College High School für Jungen war damals die absolute Eliteschule im Irak, und sie ist es bis heute geblieben. Keine Kinder aus normalen Familien durften in diese Schule. Sie war den Kindern aus reichen, vornehmen Familien vorbehalten, den Sprösslingen von Politikern, Militärs, einflussreichen Personen. Hier war die junge Elite des Iraks unter sich, und wer nicht aus einer reichen Familie stammte, wurde nur zugelassen, wenn er hervorragende Zeugnisse und Empfehlungen der Lehrer der Primary School oder bestimmte, förderwürdige Talente vorweisen konnte. Hier sollten die urbanen jungen Männer herangezogen werden, die das führende Volk des arabischen Lagers in seiner Position in der Welt noch weiter nach vorne bringen sollten.

Die Schule bestand aus einem Haupt- und zwei Nebengebäuden und erstreckte sich über ein Areal von knapp einem Quadratkilometer. Unter der Schule gab es ein ausgeklügeltes Bunkersystem. Die Amerikaner hatten es errichtet, und es war von den Dimensionen her sogar nuklearsicher. Es gab atombombensichere Zimmer, endlose Gänge mit Kegelbahnen, Tischtennisplatten und Schutzräume mit Lebensmittelvorräten. Die Schule war gleichzeitig Elitezentrum und militärisches Objekt.

Ebenso auserwählt wie die Schüler, die die Bagdad High School besuchen durften, waren die Professoren, die hier unterrichteten. Saddam achtete persönlich darauf, dass wirklich nur die besten Lehrer an diese Schule kamen. Wir waren das Aushängeschild des Iraks, die junge Spitze eines Systems, in dem die Privilegierten jeden nur erdenklichen Vorteil genossen und die sozial schwächer Gestellten im Grunde keine Chance hatten, nach oben zu kommen. Ein völlig verkehrter Sozialismus. Es war eher ein Ausbildungskapitalismus. Wir waren abgeschirmt, behütet, geschützt. Das einfache Volk, der Plebs, sollte keine Gelegenheit haben, uns von den hohen Zielen der Ausbildung abzulenken. So stand die Schule mehr oder weniger ständig unter dem Schutz des Geheimdienstes *Jehaaz Al-Amen Al-Khass*, denn alle Kinder der wichtigsten Männer des Irak besuchten diese Schule. Der *Jehaaz Al-Amen Al-Khass* ist das irakische Heiligtum, der höchste der vier Geheimdienste des Irak. Gärtner, Schulwarte, Hauspersonal, alle waren sie Mitarbeiter dieses Geheimdienstes. Rund um die Schule im Distrikt Al-Aasamije, nur wenige hundert Meter von meinem Zuhause entfernt, hatten sie Kontrollstellen aufgebaut, in denen ständig ein Wachmann saß, der alles observierte, kontrollierte. Es war für Außenstehende unmöglich, das Schulareal auch nur zu betreten. Wir lebten wie in einem Erziehungsglaskasten.

Versuchte jemand, diese strenge Regelung zu umgehen und auf das Gebiet der Schule vorzudringen, wurde er festgenommen. Ebenso erging es jenen, die Anstaltsfremde mitbringen wollten. Der unbefugte Begleiter wurde festgenommen; der, der ihn einzuschmuggeln versucht hatte, flog unweigerlich von der Schule. Wir waren ständig bewacht, unter Kontrolle, Gefangene eines Schulsystems, das nur

zwei Ziele hatte: den jungen Männern die beste Ausbildung zu vermitteln und sie gleichzeitig von frühester Kindheit an zu perfekten Parteisoldaten zu erziehen. Ein eigener Wille war nicht gefragt, wichtig war, dass man die Spielregeln »tausendprozentig« einhielt.

Eine eigens bestellte Lehrerkommission hatte darauf zu achten, dass die Professoren ideologisch einwandfrei waren und in der Baath-Partei an führender Stelle mitarbeiteten. Vorstand dieser Kommission war unser Direktor Fasaa, ein mächtiger Mann, der grausam, Furcht erregend aussah. Fasaa wog sicher 100 Kilo, war rund 45 Jahre alt und hatte, was jedem sofort auffiel, einen großen Kopf und einen durchtrainierten Körper. Fasaa war früher Boxer gewesen und hatte es sogar zum nationalen Champion gebracht. Alle litten unter ihm. Er war brutal, ein Tier, aber mächtig, und deshalb mussten wir und die Lehrer diesen üblen Menschen ertragen. Wahrscheinlich war er ein braver Parteisoldat und hatte diesen Job durch Protektion erhalten.

Die Professoren gaben den Druck, den Fasaa auf sie ausübte, direkt an die Schüler weiter: Ab dem 12. Lebensjahr musste jeder von uns Mitglied der Partei sein. Eine Umgehung dieser Regelung war unmöglich. Die erste Parteistufe hieß Majeed.

Die erste Klasse fiel mir schwer, weil alles neu für mich war; aber ich lernte hart und wollte unbedingt der Beste sein. Wichtiger als alles andere war die Partei. Wie ist die Hierarchie aufgebaut, welche Grundzüge gibt es, was sind die Ziele, die Programme, die Strukturen? Die Partei ist das Höchste, und ohne Partei bist du nichts. Das wichtigste Buch war somit das Programm der Partei, »Der Zentral-Report der Neunten Landeskonferenz der Baath-Partei«, die Geschichte der Partei von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Jeder im Irak musste dieses Buch kennen, jede Zeile, jedes Wort. Das Parteiprogramm stand sogar über dem Koran.

Für mich war das damals normal, ich war zwölf, kannte nichts anderes. Weil es alle mussten, empfand ich es nicht als Schikane, dass wir wöchentlich zwei Stunden bei den Parteitreffen gedrillt wurden. Unsere Lehrer achteten streng darauf, dass wir unsere Parteaufgaben hundertprozentig erfüllten. Wir wurden in der Schule daraufhin geprüft, und wer nicht mitarbeitete, bekam Strafaufgaben. Wer sich danach erneut nicht vorbereitete, wurde von der Schule gefeuert. Sofort. Wir verbissen uns deshalb in die Programme, als ob sie das Allerheiligste seien, und im Grunde war das auch so.

Die erste Stufe der Partei-Hierarchie ist die eines Sympathisanten. Vom gewöhnlichen Sympathisanten wirst du zum aktiven Sympathisanten, dann zum Vorkämpfer und schließlich zum aktiven Mitglied. Bist du dann aktives Mitglied, kannst du zum Kompanieführer, Abteilungsführer und schließlich zum Führungsmitglied auf kommunaler und überregionaler Ebene aufsteigen. Ich empfand die Parteiarbeit als nicht weiter belastend, weil wir alle in dieser Knochenmühle steckten.

Weitaus interessanter war es für mich, dass ich in der High School andere, wichtige junge Burschen kennen lernte: Ali Mohammed Saleh zum Beispiel, dessen Vater Parteiführer war, ein wichtiger Mann im Irak. Oder Wamied Al-Saadoun: Sein Vater



war Offizier innerhalb der Al-Khass. Oussama Kahtan wiederum stammte aus der Familie des Direktors der irakischen Zentralbank. Und vor allem Siad Meeshel Aflak. Sein Vater war jener Mann, der die arabisch-sozialistische Baath-Partei im Irak mit einführte, verbreitete, erfolgreich machte. Er war einer der Vordenker und Saddams wichtigster politischer Berater.

Siad war ein netter Bursche mit einer perfekten Erziehung. Er war etwas Besonderes, und das merkte man sofort: an seinem geraden, eleganten Gang, an seinen Umgangsformen, an seiner Art zu sprechen und sich zu benehmen. Er war mit 14 schon so wie andere mit 30. Eine fast fertige Persönlichkeit.

Ich hielt es für besonders wichtig, seine Freundschaft zu erlangen, und arbeitete zielstrebig daran. Langsam, vorsichtig, weil ich nichts überstürzen wollte und niemand merken sollte, dass ich unter allen Umständen sein Freund werden wollte. In den Pausen suchte ich das Gespräch mit ihm, während der Unterrichtsstunden lachte ich ihm manchmal zu, und im November 1978, es war ein Montag und wir hatten gerade eine schwere Schularbeit hinter uns, kam er plötzlich auf mich zu und schlug mir ein Treffen außerhalb der Schule vor. Im Al-Alwia-Club.

Al-Alwia-Club, ein Traum, eine Welt, die mir zu einem anderen Stern zu gehören schien. Der Al-Alwia-Club lag direkt hinter dem Sheraton Hotel und spiegelte das andere Bagdad

wider. Das exklusive, das reiche, das mondäne Bagdad. Der Irak war damals noch der Liebling des Westens. Hier wurde investiert, gehandelt, Milliarden Dollar wurden umgesetzt. Kaum ein westlicher Großkonzern, der keine Filiale im Irak hatte; internationale Hotels schossen aus dem Boden: Sheraton, Hilton und wie sie alle hießen. Bagdad war das Zentrum, in das alle drängten. Geschäftsleute und Waffenhändler, Glücksritter und Vergnügungssüchtige aus unseren arabischen Bruderländern, denn Bagdad war westlich, und hier gab es alles: Nachtclubs, Bars, Alkohol und Frauen. Schöne Frauen für wenig Geld. Öl- und Waffenhändler aller Nationen und Hautfarben lebten hier und warfen mit Geld um sich, als wäre Geld nur bedrucktes Papier.

Ich wagte erst gar nicht, Siad zu fragen, was eine Mitgliedschaft in diesem Club kostete, denn die Summen, von denen ich gehört hatte, waren so gigantisch, dass ich es für unmöglich hielt, dass irgendjemand sie bezahlen könnte: angeblich 2000 bis 3000 Dollar, hieß es. Pro Monat.

Siad holte mich ab, an einem Freitagvormittag. Mit einem Mercedes, den er selber fuhr, obwohl er wie ich erst 14 war. Aber für die Oberklasse gibt es im Irak keine Verbote und keine Regeln. Kinder aus reichem und mächtigem Haus haben Narrenfreiheit, denn niemand, kein einziger Polizist, wagt es, Mitglieder dieser Schicht zu überprüfen oder gar anzuhalten und nach einem Führerschein zu fragen. Das absurde System war so feudal organisiert, dass es sich die Obersten einrichten konnten, wie sie es wollten.

Ich hatte meinen feinsten Anzug angezogen. Siad trug einen hellen Armani-Leinenanzug, Yves-Saint-Laurent-Krawatte, die Schuhe waren von Gucci. Und er roch nach einem schweren, süßen, teuren Parfüm.

Schon die Einfahrt zu dem Club ist imponierend: ein großes Tor, davor zwei Bodyguards, die jeden, der hineinfuhr, kontrollierten. Siad hatte an der Frontscheibe einen Aufkleber, der den Bodyguards signalisierte, dass er dazugehörte. Gleich nach dem Eingang der Parkplatz mit seiner Autoarmada. Kein Wagen billiger als ein Mercedes. Kein Auto schmutzig oder gar verbeult. Hier blitzte alles, hier leuchtete das blanke Chrom der Stoßstangen wie Silber in der grellen Sonne.

Vor dem Parkplatz wieder Security. Siad zeigte lässig seine Mitgliedskarte, ein Plastikding mit seinem Namen und seiner Adresse und eingeschweißten Foto von Siad. Ich war nervös, als die Security uns nach unseren Mitgliedskarten fragte. Doch Siad löste mein Problem auf elegante Weise, wie es eben seine Art war. Er ergriff einfach meinen Arm, sagte den Wärtern, dass ich sein Freund sei, und das reichte.

Dann der Club selbst – ein Paradies, das es in dieser Form im Westen wohl kaum gibt: Restaurants, riesige Säle mit Computerspielen, Videos, Billardtischen. Alles Partyräume, so groß wie der Petersplatz in Rom oder der Stephansplatz in Wien. Diese Partyräume sind zu mieten. Für rauschende Feste mit üppiger Dekoration, für Hochzeiten und Geburtstagsfeiern. Weniger reiche Leute mieteten sich für solche Anlässe einen der Festsäle im Hotel Al-Rasheed, dem Sheraton oder dem Al-Mansur. Wer aber wirklich etwas darstellen wollte in der Gesellschaft Bagdads, kam hierher.

Raffiniert eingebaut in dieses System aus Spielräumen und Restaurants: terrassenförmig angelegte Swimmingpools. Daneben ein Poloplatz, ein Cricket-Feld und zwei Basketball-Plätze. Siad kannte fast alle junge Männer in dem Club. Ich hielt mich an diesem Tag

zurück, versuchte, mich aus dem Small Talk herauszuhalten, suchte Schutz hinter dem perfekten Auftreten Siads. Hörte interessiert zu, wenn er sich mit Freunden seines Vaters unterhielt, wenn über die neuesten Autos diskutiert wurde und die Rede auf das absolute Nonplusultra der irakischen Gesellschaft kam: auf den Al-Said-Club.

Der Al-Said-Club ist um noch eine Stufe eleganter, mondäner und perfekter als der Al-Alwia, auch wenn mir das unmöglich schien. Dort haben nur Mitglieder der Familie Saddam Husseins, die Familien der Berater und Freunde des Präsidenten sowie die Familien der Minister Zutritt. Der Club liegt im Bezirk Al-Mansour.

Siad kam ins Schwärmen, als er davon erzählte, wie er das erste Mal an der Seite seines Vaters im Al-Said-Club war: »Es ist das Paradies, ja es ist das Paradies«, sagte er, und wir standen daneben und hörten ihm zu, als ob er ein Prophet wäre. »Al-Said ist nicht der Sunset Boulevard und nicht der Ocean Drive in Miami Beach. Das ist mehr«, parlierte er und hielt dabei lässig sein Glas mit Gin und Tonic und Eis und einer Zitrone drin. »Der Rasen ist grün. Kein normales Grün«, fuhr er fort, und uns blieb der Mund offen. »Wenn du diesen Rasen anschaust, denkst du an die besten Golfplätze in England und würdest am liebsten weinen. Dunkler, dichter, saftiger Rasen. Das Leben, die Sonne, die Sterne, das Universum. Das alles ist Al-Said.«

Siad vollführte Gesten wie Bing Crosby, als der in der High Society um die Gunst von Grace Kelly warb.

»Und dann die Swimmingpools. Es gibt Winterpools, Sommerpools. Die Pools sind mit Mosaiken ausgelegt, und das Wasser ist so blau wie ein Saphir, *great*.«

Aus dem Gespräch wurde ein Monolog, und schließlich redete Siad fast ohne Unterbrechung: »Nur Minister verkehren dort, die Security kennt jede Identity Card, jeden Namen, jedes Detail.«

Und dann holte er zu einer Geschichte aus, die gänzlich unglaublich klang: »Einmal fuhr dort ein Mercedes 500 SEL vor. Ich konnte zuerst keinen Fahrer erkennen, aber es musste ja einer am Steuer sitzen, denn ein Mercedes fährt doch nicht von selbst. Dann stieg er aus, der Fahrer.«

Keiner von uns wagte, Siad zu unterbrechen, wir warteten gespannt, wie die Geschichte weiterging. »Und dann stieg er aus, der Fahrer. Es war ein zwölfjähriger Junge im weißen Smoking. An der Hüfte hatte er eine Pistole, und vier Body-Guards begleiteten das Kind. Es war der Sohn eines Ministers.«

Ich konnte Siad endlos zuhören, und er erzählte auch endlos: »Wenn du in diesem Club das kleinste Problem machst, wirst du sofort rausgeschmissen. Egal, wer dein Vater ist, egal, welchen Einfluss deine Familie hat. Wenn du das kleinste Problem machst, wird dein Vater dein Gesicht nicht mehr sehen, denn dann machen sie dich fertig. Völlig fertig.«

Einer von uns unterbrach Siad, stellte eine zwar logische, gleichzeitig aber auch absurde Frage: »Wie ist es mit Mädchen?«

Siad empörte sich, holte tief Luft, griff sich theatralisch an den Kopf und sprudelte heraus: »Was bist du für ein Idiot. Die sind absolut tabu. Wenn sie dich kennen lernen wollen und dich anlachen, schau weg. Schau zu Boden, auf die Seite, zum Himmel. Mach irgendetwas. Geh schneller, pfeife, aber sprich sie um Gottes willen nicht an. Diese

Mädchen sind unantastbar, unerreichbar, aus einer anderen Welt. Selbst für mich.« Er holte tief Luft, presste kurz die Lippen zusammen und sagte belehrend wie ein Überlebenstrainer: »Amüsiere dich, spiele Billard oder Basketball, aber lasse deine Finger von den Mädchen aus diesen Kreisen. Sie werden ständig überwacht, und wenn du sie siehst und mit ihnen sprichst, wirst auch du überwacht, und damit bist du in den Mühlen des Geheimdienstes, und diese Mühlen zerreiben dich irgendwann. Du verlierst deine Zukunft, deine Hoffnung, dein Leben. Du verlierst alles. Die bösen Geister lassen dich nicht mehr los, vor allem dann nicht, wenn eines dieser Mädchen die Freundin von Odai ist.«

Am Ende dieses Tages war ich tief beeindruckt, verwirrt und aufgebracht zugleich. Der Club, die Erzählungen, der Lunch mit Siad, diesem feinen jungen Herrn. Ich fühlte mich groß und war mir völlig sicher, dass man im Irak nur dann etwas erreichen kann, wenn man hier Mitglied ist. Als Siad mich mit seinem Mercedes zu Hause abliefern wollte, bat ich ihn, in einer Seitenstraße anzuhalten und mich aussteigen zu lassen. Ich wollte nicht, dass er direkt vor unserem Haus parkte, denn obwohl unser Haus groß und repräsentativ war, fühlte ich mich plötzlich minder und klein.

Als ich ausstieg, rief er mir nach: »Latif, ich würde mich freuen, wenn auch du Mitglied werden könntest.« Zwei Tage später war ich stolzes Mitglied im Al-Alwia-Club. Siad hatte mir die Karte organisiert. Gratis. Ich habe ihn nie gefragt, wie er das gemacht hatte, aber wahrscheinlich hatte sein Vater dabei die Finger im Spiel. Siad akzeptierte mich als seinen Freund, und wir verbrachten fortan jede freie Minute im Club. Einmal, es war ein Freitagnachmittag und wir spielten gerade Basketball, fünf gegen fünf, hörten wir plötzlich peitschende Schüsse. Salven aus einer Maschinenpistole. Die Schüsse kamen vom Terrassenswimmingpool. Wir rannten dorthin, sahen mehrere Burschen in dunklen, braunen Dschellabas, den traditionellen Umhängen.

Einer stand direkt vor der Kasse, in der einen Hand eine Maschinenpistole, in der anderen einen Kassenzettel. Neben ihm mehrere ältere Kerle. Auch sie trugen braune Dschellabas. Die Männer verhandelten, stritten, der Bursche mit der Maschinenpistole schrie, feuerte abermals mehrere Salven in die Luft.

Ich fragte einen der Ober, wer der Typ an der Kasse sei, und der fauchte mich an: »Psssst, das ist Odai Saddam.«

Das ist also der berühmte Sohn von Saddam Hussein, sagte ich mir, und obwohl ich ihn nur von der Seite sah, fiel mir auf, dass wir uns täuschend ähnlich waren. Die Augen, die Nase, die Haare. Er war wie ich.

Ich verdrängte diesen Vorfall, sprach weder mit meinem Vater noch mit meinen Brüdern darüber. Ich versuchte auch nicht herauszufinden, warum Odai geschossen hatte. Ich dachte an die Worte Siads an unserem ersten Tag im Club: »Wenn du etwas bemerkst, schau weg, überhöre alles, zeige dich desinteressiert. Versuche nie, mit denen in Kontakt zu kommen oder etwas über die herauszufinden, denn sie sind stärker und mächtiger als du und deine Eltern. Sie sind der Irak.«

Es war ein Jahr später, 1979, etwa in der Mitte des Schuljahres, als uns unser Klassenlehrer einen neuen Mitschüler ankündigte: »Der junge Herr«, sagte er, »kommt von der Al-Mansur High School und wird künftig euer neuer Klassenkamerad sein.«

Es war Odai Saddam Hussein. Odais Vater hatte unsere Klasse für ihn gewählt, weil wir die beste und aktivste unseres Jahrgangs waren. Keiner von uns hatte schlechte Noten, in der politischen Schulung gab es nie Probleme bei uns.

Sein erster Auftritt in der Schule war wie eine Szene aus einem schlechten Film: Die Tür flog auf, Odai, der wie wir 15 Jahre alt war, schritt mit erhobenem Kopf herein. Grußlos. Zwei kräftige Bodyguards stellten sich neben die Türe, zwei ans andere Ende des Klassenzimmers, und ein fünfter setzte sich neben Odai und führte für ihn das Schulheft. Es war eine riesige Aufregung, keiner von uns konnte sich konzentrieren, und auch die Lehrerin war überfordert. Dieses Schauspiel wiederholte sich von nun an jeden Tag. Zuerst kamen die Leibwächter, dann erschien er. Meistens in Jeans und Hemd, wie ein Cowboy. Odai trug die Haare länger als wir, hatte einen Wuschelkopf wie Jimmy Hendrix.

Nach einigen Wochen hatten wir uns an den täglichen Auftritt Odais gewöhnt. Nichts an ihm war freundlich, nichts normal, nichts gewöhnlich, und eigentlich war er mir vom ersten Tag an zuwider. Er respektierte keinen Lehrer und niemanden,

der ihm irgendetwas befehlen oder sagen wollte. Ihm waren die Prüfungen egal, die Schularbeiten ebenso. Alles. Wir waren 24 Jungen in der Klasse, und während alle anderen sich bemühten, erfolgreich zu sein, interessierte Odai sich für nichts. Wagte es einmal ein Lehrer, ihn an die Tafel zu holen, warf er mit Kreide nach ihm, befahl ihm, das Thema zu wechseln oder ihn einfach in Ruhe zu lassen. Odai kam, wann er wollte, ging, wann er wollte, machte überhaupt, was er wollte. Außerdem brachte er nie Bücher mit – und wurde trotzdem am Schulende der Erste, der Klassenbeste.

Odai hielt sich an keine Regel. Er fuhr mit seinem Porsche bis in den Schulhof und ging sogar so weit, dass er das strengste Tabu der High School brach: Mädchen. Eines Tages brachte er seine Freundin mit in die Klasse. Salwa Ahmad Al-Sabty hatte dichtes schwarzes Haar, eine helle Haut, grüne Augen. Sie sah wunderbar aus in ihrem Kostüm. Keiner von uns sagte etwas, betretenes Schweigen herrschte. Er setzte sich auf seinen Platz, Salwa saß neben ihm. Sie wirkte verstört, als ob Odai sie gezwungen hätte mitzukommen. Als unser Professor hereinkam, war es so still, dass man eine Stecknadel auf den Boden hätte fallen hören können. Gespannt warteten wir auf seine Reaktion. Auf ein Donnerwetter, auf ein Schreiduell, doch er ging nur auf Odai zu, verneigte sich und sagte halblaut: »Herr Odai, das geht doch nicht ...«

Wir spürten, wie demütigend dieses Schauspiel für unseren Professor sein musste, wie er innerlich kochte und sich anstrengte, nicht die Kontrolle über sich zu verlieren. Odai genoss seine Ohnmacht, schnitt dem Mann das Wort ab und fauchte völlig respektlos im Befehlstone: »Sie machen Ihre Arbeit, ich meine. Setzen Sie den Unterricht fort.«

Dann ein kurzer Blickkontakt zwischen ihm und dem Professor. Odai lümmelte auf seinem Platz, spielte mit einem goldenen Füllfederhalter, lachte, grinste, hielt die Hand seiner Freundin, die still und zusammengesunken neben ihm hockte. Odai wusste, dass der Professor keine Macht hatte, irgendetwas zu tun, und der Professor wusste das ebenso. Er begann mit seinem Vortrag, als ob nichts passiert wäre.

Nach etwas mehr als einer halben Stunde sprang Odai auf, nahm sein verstört lächelndes Mädchen beim Arm und verschwand grußlos aus der Klasse. Er stand einfach auf und

ging. Wir konnten das kaum glauben, aber es war so, und wir hatten zum ersten Mal erlebt, welche Macht Odai wirklich hatte. Er war der Sohn Saddam Husseins, der inzwischen Präsident der Republik Irak geworden war.

Der Professor, der es gewagt hatte, Odai auf seine Freundin anzusprechen, war vom nächsten Tag an verschwunden. Keiner von uns hat ihn jemals wieder gesehen oder erfahren, was mit ihm passiert ist.

Ein Raum in der Schule war für den Zeichenunterricht reserviert. Zwei Stunden pro Woche arbeiteten wir dort, und es waren die schönsten Unterrichtsstunden für mich, denn Zeichnen war meine Leidenschaft. Meine ersten Bilder waren Naturdarstellungen, ich zeichnete Szenen aus Kurdistan. In den Sommerferien war ich mit meinem Vater in dessen weißem Volvo nach Kurdistan gefahren. Nach Sersenk und Shaklawa. Meine Großeltern stammen aus dieser wunderschönen

Gegend im Norden des Iraks. Mein Großvater hatte Kurdistan vor der Geburt meines Vaters verlassen und in Bagdad ein Geschäft gegründet. Dennoch hatten wir noch immer zahlreiche Verwandte im Nordirak, und ich fühlte mich wohl in diesen Sommerferien. Und diese Stimmung brachte ich in meine großflächigen, farbkräftigen Bilder ein.

Mein Zeichenlehrer war so begeistert von den Ergebnissen, dass er uns einen Sonderraum für eine eigene Ausstellung zur Verfügung stellte. Die Vernissage war ein voller Erfolg, meine Bilder fielen von allen am meisten auf, und ich erhielt sogar einen Preis für das beste Bild. Es war mein Bild von Kurdistan.

Alle Freunde gratulierten mir. Auch Odai. Er kam nach der Ausstellung zu mir, umarmte mich, klopfte mir auf die Schultern und sagte: »Ich will, dass du ein Bild für mich malst. Ein Porträt meines Vaters, des Präsidenten. Ich will es ihm schenken.«

Das war 1980, Saddam Hussein hatte am 16. Mai 1979 formell das Amt des Staats- und Regierungschefs übernommen. Gleichzeitig wurde er auch Generalsekretär der Baath- Partei und Oberbefehlshaber der Streitkräfte. Er folgte Präsident Ahmed Hassan Al-Bakr, der an einem Herzinfarkt gestorben war. Das war zumindest die offizielle Version. Hinter vorgehaltener Hand erzählte aber jeder, dass Saddam ihn habe ausschalten lassen. Mit Gift. Auch Al-Bakrs Frau und sein ältestes Kind sollen liquidiert worden sein: Sie waren kurz zuvor bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Ein LKW hatte ihr Auto gerammt.

Saddam Hussein hatte die Ablösung Al-Bakrs lange geplant und war im Grunde schon viele Jahre lang der geheime Präsident des Iraks gewesen. Er trat ständig im Fernsehen auf, und die Menschen im Irak sahen in ihm den Erlöser, den direkten Abkömmling des Propheten, den Gott, der den Irak groß und stark und mächtig machen konnte. Zu einem neuen Babylon. Der Irak sei ein moderner Nachfahre des Neubabylonischen Reiches der Antike, impfte Saddam uns ein.

Zwar ließ der neue Präsident reihenweise Menschen hinrichten, Putschisten, wie mein Vater immer sagte; aber das wurde von uns fast nicht registriert. Wichtiger war, dass Saddam dem Analphabetismus in meinem Land den Kampf ansagte und den Frauen alle Rechte einräumte, die ihnen der Islam in anderen Ländern vorenthält. Außerdem forcierte er die Erdölproduktion, und die Gewinne der Ölwirtschaft kamen uns, dem Volk, zugute.

Als Odai mich ansprach und fragte, ob ich seinen Vater malen könne, erfüllte mich das mit Stolz, denn ich dachte an jenen Tag, als Saddam an die Macht gekommen war: Ganz Bagdad, der ganze Irak war damals auf den Beinen. Ich rannte genauso wie meine Freunde durch die Straßen Bagdads, schrie »Saddam, Saddam.« Und mit mir schrien Millionen. Die Menschen umarmten sich, waren glücklich, und selbst mein Vater, sonst ein besonnener Mann, war völlig aus dem Häuschen: »Jetzt wird alles besser, und der Irak wird die führende arabische Nation.«

Alle haben wir uns getäuscht, doch das ahnte damals keiner von uns.

Ich wusste nur, dass mich der Sohn dieses großartigen Mannes darum bat, seinen Vater zu malen. Eine große Ehre. Saddam Hussein hatte damals Dutzende von Hausmalern. Jeder Künstler im Irak brannte darauf, an diesem bizarren und maßlosen Personenkult mitzuverdienen. Überall im Irak, an jeder Straßenecke, an

jeder Kaserne, an jedem öffentlichen Gebäude waren plötzlich großflächige, kitschige Bilder von Saddam Hussein zu sehen. Saddam als Soldat, Saddam als Bauer, als Präsident, als mächtiger, starker Mann. Saddam überall.

Ich war überrascht, dass Odai mir diese Ehre zukommen ließ, spielte aber das Ganze eher herunter: »Okay«, sagte ich, »ich mach's.«

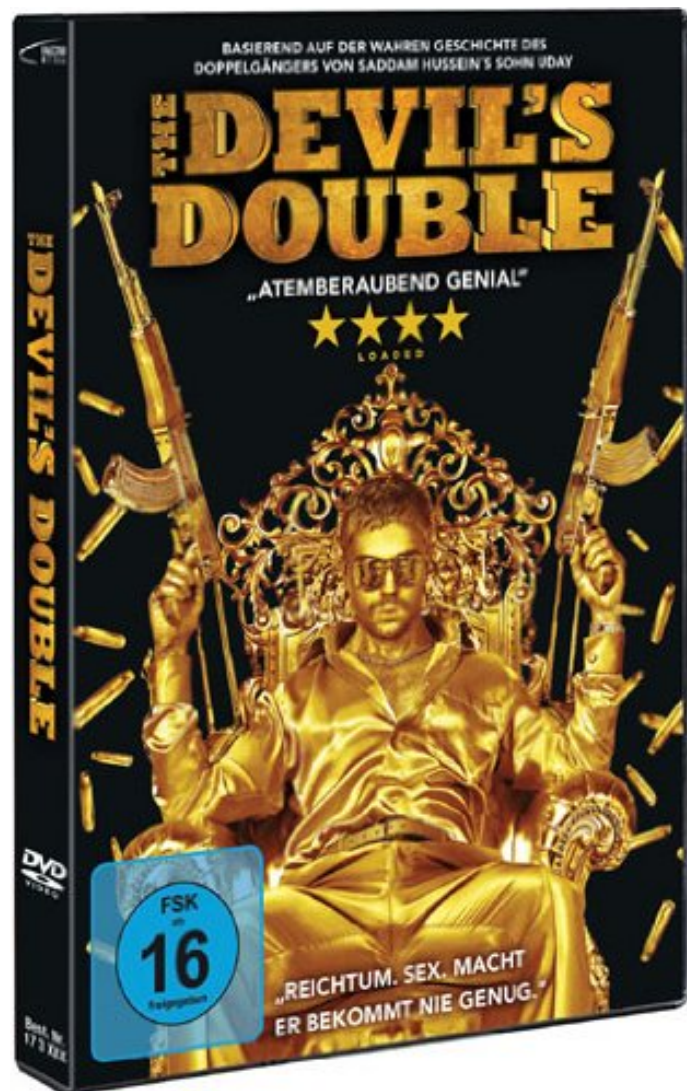
Odai brachte mir aus seinem Auto, das er wie immer im Schulhof geparkt hatte, einige Fotografien von seinem Vater. Porträts. »Vier Tage brauche ich dafür«, sagte ich, und Odai nickte nur.

Ich war drei Tage später fertig, und das Porträt war mir wirklich gut gelungen. Ich nahm das Bild in die Schule mit, gab es Odai nach dem Unterricht, und er überschüttete mich mit Komplimenten: »Perffffekt, perffffekt«, lispelte er, denn er hatte leicht vorstehende Zähne und dadurch einen Sprachfehler, auf den ihn aber niemand anzusprechen wagte. Den Lohn für meine Arbeit bekam ich einige Tage später. Odai hatte mit Saleh Al-Juburi, einem Parteibonzen, Kontakt aufgenommen und ihm befohlen, mich auf die nächste Stufe der Parteihierarchie zu befördern. Ich war damals in der Majeed-Stufe. Nun kam ich in die der Nassir.

Doch das war nicht alles: Odai suchte plötzlich meine Nähe, sprach mich jeden Tag an, wollte sich mit mir treffen, versprach sogar, dass ich alles von ihm habe könne, was ich wollte, er werde das schon arrangieren.

Instinktiv ging ich aber auf Distanz. Erstens war mir die äußerliche Ähnlichkeit mit ihm so unangenehm, dass ich jedes Mal aggressiv reagierte, wenn meine Klassenkollegen mich darauf ansprachen: »Schau, da kommt Odai«, spotteten sie, und aus diesen Worten sprach meist der Neid, denn viele suchten Odais Nähe, weil sie sich von ihm etwas erhofften. Zweitens rieten mir meine Eltern, Abstand von ihm zu halten, denn seine Eskapaden wurden nach und nach zum Gesprächsthema in Bagdads Gesellschaft: »Sei freundlich«, warnte mich mein Vater, »aber distanziert.«

Nach dem Abitur schrieb ich mich zuerst an der Technischen Universität ein, denn mein Ziel war es immer gewesen, Ingenieur zu werden. Als Odai ebenfalls Technik wählte, zog ich zurück, begann mit dem Jurastudium. Danach verlor ich Odai aus den Augen, hörte nur noch ab und zu von ihm, 1986 schloss ich mein Studium mit gutem Erfolg ab.



Schon allein die Tatsache, der Sohn von Saddam Hussein zu sein, ist für Uday eine Gefahr. Doch der Erstgeborene des irakischen Diktators ist auch sonst nicht gerade zimperlich, wenn es darum geht, sich Feinde zu machen. Ein Doppelgänger soll ihn in kritischen Momenten vertreten. Die Wahl fällt auf den Soldaten Latif Yahia (Dominic Cooper), der jedoch nur zwangsweise mitspielt und immer tiefer in die rücksichtslosen Geschäftsgebaren Udays hineingerät. Als er versucht, dem Teufelskreis zu entkommen, hat das schwerwiegende Folgen.